

Abonnements-Preise:

in Paris:

Ein Jahr. 24 Francs.
 Sechs Monate. 13 "
 Drei Monate. 8 "

Auswärts:

Ein Jahr. 28 Francs.
 Sechs Monate. 15 "
 Drei Monate. 9 "

Insertionen: die Zeile à 50 Centimes.

Vorwärts!



Man abonniert:

für Paris:

in der Buchhandl. von Jules Renouard et C^{ie}
 rue de Tournon, 6. und im Bureau central
 pour l'Allemagne, rue des Moulins, 32;

in den Departements:

bei allen Postämtern und Messagerien;
 Deutschland, Schweiz, England:
 in allen Buchhandlungen;

Belgien:

bei den Messagerien;

Nord-Amerika:

bei den Herren Eichthal und Bernhard,
 Spruce-Street, Nr. 3, in New-York.

Erscheint Mittwoch und Sonnabends.

Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und gefelligem Leben.

Die Versendung des Vorwärts! geschieht stets am Erscheinungs-Tage, an unsere auswärtigen und Pariser Abonnenten durch die Post. — Sollten Blätter gar nicht oder unregelmäßig zugestellt werden, so bitten wir uns dies in frankirten Briefen anzuzeigen. — Anfragen, Beiträge, Pränumerationsgelder und Briefe wollen franco: « An die Redaction des Journals: Vorwärts 32, rue des Moulins in Paris » eingesendet werden.

Vorwärts!

Brüder, auf! zum Vorwärtsdringen
 Lasset die Trompet' erklingen!
 Frisch geblasen, daß erscheinen
 Alle Streiter, und sich einen!

Wollen heut' zur Fahne schwören,
 Daß wie Helden wir uns wehren,
 Daß wir eh'r im Kampf erblassen,
 Als von unsrer Fahne lassen!

Last den Aufruf weit erschallen,
 Last ihn altwärts wiederhallen,
 Marschall Vorwärts soll uns leiten,
 Daß wir rasch zum Siege schreiten!

Doch der Feind ist schon entwichen,
 Dat bei Nacht sich fortgeschlichen,
 Mit den Fackeln in den Händen
 Scheuchen laßt ihn uns und blenden!

Und es sollen die Trophäen
 Von der Siegesfäule wehen,
 Unsr Loosung drauf geschrieen:
 „Vorwärts! niemals steb'n geblieben!“

Das Selbst-Pensum.

von F. A. Gräffer.

In einer Laube saß ein anmuthiger schlanker Knabe, goldgelockt, mit einem dunkelgrünen Barett bedeckt. Sein Teint war blaß, aber die vollen Wangen blühten. Das Kinn war etwas vorspringend; die Gestalt der Nase noch unentschieden; der graziöse rosige Mund klein und schwellend; das blaue Auge sinnig und belebt, wie stets von Empfindungen und Vorstellungen bewegt. Seine Kleidung als Morgenanzug bestand aus einer Art Blouse von blaugestreiftem Piqué, weißen Pantalons und hohen Schuhen. Den Hemdtragen hielt ein leichtgeschlungenes schwarzseidenes Tuch zusammen. Der Knabe saß auf einem grünangestrichenen Gartensofha, an einem kleinen Tisch von Nußbaumholz, auf welchem Schreibgeräthe lag, und ein Buch in vier dicken Bänden.

Der liebliche Knabe war mit Schreiben beschäftigt, das ihm etwas schwer anzukommen schien. Von Zeit zu Zeit stützte er das Haupt auf die linke Hand, augenscheinlich um nachzudenken; rasch jedoch erhob er es, und schrieb mit seiner feinen

schlanken, malerisch edel geformten Hand schnell einige Worte nieder. Mehrere Male aber wenn ihm das Betreffende nicht beifallen wollte, langte er hastig nach einem der vier Bücher, schlug es auf, und blätterte und suchte mit Eilfertigkeit, wobei, durch die rasche Seitenbewegung des Kopfes, das reiche geringelte goldige Haar lustig umherschnellte. Das Mechanische des Schreibens selbst ging etwas langsam von Statten, wie bei allen Ungeübten, besonders wenn sie in einer fremden Sprache schreiben, die sie sich eben erst aneignen. Der junge Schreibende strich manche Wörter aus, andere an ihre Stelle setzend, nachdem er wiederholt in einem der Bände nachgeschlagen oder für sich selbst nachgedacht hatte. Endlich schrieb er den Aufsatz in's Reine. Er verweilte unverwandt bei seiner Arbeit, in der abgeschlossenen Sammlung, ohne auf irgend Etwas der nicht ganz unbewegten Umgebung zu achten: wie ein Mann. Er war ungefähr 11 Jahre alt.

Ihm zur Linken, in einer Entfernung von etwa zwei Schritten, auf einem Gartentische, saß ein großer, stark aber ebenmäßig gebauter Mann, von blassem Gesicht, lichten Augen, etwas spärlichem blondem Haar und ernster, fester, aber heiterer und völlig ruhiger Miene. Er trug einen blauen Frack, weiße Weste, Hankingbeinkleid, Halbützel, und einen runden Hut, den er auf die Bank des Knaben gelegt hatte. Der Mann war im Sommer des Lebens. Er saß in durchwegs ruhiger Haltung, wie denn auch sein ganzes Wesen jene Art Gesetheit anzukündigen schien, die bei so manchem Berufe Grundbedingung zu sein pflegt. Er las in einem römischen Klassiker. Nur einige Male, und das nur absichtslos, glitt sein Blick über das Buch hinweg auf seinen jungen Nachbar und dessen, wiewohl geräuschlose, Beschäftigung. Es hätte scheinen müssen, als wolle er diesen auch nicht mit einem einzigen Blicke beobachten oder stören, oder sonst irgend einen Eindruck auf ihn hervorbringen.

Eine volle Viertelstunde lang hatte der holdselige Knabe gearbeitet. Er nahm jetzt das Quartblatt in die Hand, schob sich auf dem Sofha zurück, um an die Lehne zu gelangen; setzte sich so bequem zurecht, und durchlas das Geschriebene, das drei Vierteltheile einer Seite ausfüllte. In seinem kindlichen noch unausgeprägten und doch schon männlich charakterisirten Antlitz hätte man einen Anflug von zweifel-

hafter Selbstgefälligkeit wahrnehmen können. Nachdem er die Schrift noch einmal durchgesehen, schob er sich wieder an den Tisch vor, ergriff die Feder, und unterzeichnete sie mit seinem Monogramme, einem fast unlesbaren F, umringelt von einer Menge sich durchkreuzender Kreise, die sich wie ein kleines Büschel Haar ausnahmen. Er bestreute nun diesen volltintigen Namenszug, und überreichte mit einer leichten Verneigung des Hauptes das Blatt dem Mann an seiner Seite. Er sagte zu ihm mit heiterer, fast lächelnder Miene in französischer Sprache, mit etwas schwächlicher Stimme: Sehen Sie hier mein kleines Nachwerk! Seien Sie, wie allezeit, ein milder Richter.

Der Mann hatte alsogleich bei der ersten Bewegung des Knaben, das Buch zusammen und in seinen Hut auf die Bank gelegt, sich, jedoch ohne aufzustehen, merkbar verbeugt, und das Blatt in derselben Haltung empfangen, ohne aber Etwas zu sprechen. Er durchlas es mit Aufmerksamkeit, zuerst für sich, dann laut, in unbeirrtem Ernst, wiewohl einige Male ein leichtes Lächeln sich aufzudringen schien. Der Knabe beobachtete dabei in ganz regungsloser Haltung die gespannteste Aufmerksamkeit.

Was der Mann las, war folgender kleiner Aufsatz, der mit dem noch vorhandenen, hier zum Erstenmale gedruckten Autograph*) Wort für Wort, Punkt für Punkt übereinstimmt:

„Wolf von Wunnenstein und Götz von Sartern. Ein Ritterroman. Im 12. Jahrhundert, als das Faustrecht in ganz Deutschland, insonderheit aber in Schwaben und Thüringen wüthete, lebte auf seiner Väter Stammburg am Neckar, der alte Ritter Wolf von Wunnenstein. Im Gau des Grafen Seisfried von Sündau lag dieses Adlernes, denn mit Recht konnte man es so nennen. Die ganze Gegend beherrschte und überfah Wolf von seiner Weste; der Neckarstrom schlängelte sich in annehmlchen Krümmungen um sie, und kein Kaufmann war von der Habsucht der Knechte des Wunnensteiners sicher. In seiner Jugend ging Wolf wohl auch auf den Fang aus, ist

*) Diese höchst interessante Reliquie befindet sich jetzt in dem reichen kostbaren Autographen-Kabinet des Herrn Alfred Ritter v. Frank in Wien, der auch viele Tausch-Doubletten besitzt.

aber freuete es ihn nimmer; und er brachte lieber die langen Winterabende, statt in einem Walde oder in einem Schneegefilde, am warmen Ofen mit einigen alten Waffenbrüdern zehend zu. Wann es aber gegen einen Erbfeind oder in eine Privatfehde zu ziehen galt, da hielt er immer mit."

Als der Lesende geendigt hatte, verbeugte er sich leicht und sprach: Es ist dies kein Gegenstand meines Lehrfachs; ich hatte eine Übung aus dem zweiten Buche unseres Eutropius gehofft. Und nun finde ich zu meiner Überraschung noch, daß Cure Durchlaucht sich in dieser schwierigen deutschen Sprache sogar als Autor versuchen.

Was meinen Absprung von unserem etwas trockenen Eutrop betrifft, entgegnete der Prinz, so bitte ich um Entschuldigung. Es fällt mir viel leichter, selbst zu entwerfen, als nach einem vorliegenden Pensum zu arbeiten. Ich fühle daß ich mich durch eigene Compositionen der deutschen Sprache schneller und sicherer bemächtigen werde.

Das Verfahren, sagte der Mann mit Zufriedenheit, hat viel für sich. Es zeugt von Selbstthätigkeit des Geistes; indes ist die Mühe doppelt.

Der Knabe bemerkte hierauf schnell, indem er zugleich aufstand: Die Mühe scheue ich nicht; nur rasch an's Ziel!

Der Lehrende erhob sich jetzt ebenfalls, bedeckte sich, und schritt an des Prinzen Seite den Laubgang entlang, die Schrift stets in der Hand. Er sagte: Ich lobe Ihre Energie, Durchlaucht; indes die Formen der Sprache, die Wortfügung; es ist nöthig, sich dem Genius jener Sprache zu unterwerfen, die man lernt. Französisch denken und Deutsch schreiben gibt eine seltsame Verschmelzung.

Lassen Sie mich, erwiederte der Prinz, indem er stehen blieb, ich bitte, diesen selbst auferlegten Kampf noch eine Zeitlang fortsetzen; ich füge mich gern, verehrter Lehrer und Freund. Soll ich dann, muß ich dann einfach übersehen, so erlauben Sie mir wohl, daß ich einen Text von Ihrer eigenen gediegenen Feder dazu nehme.

Ein Lächeln überflog des Mannes Mund. Er ging über des Prinzen Auserlegung hinweg und sagte im Weiterschreiten, dem Schlosse zu: Es wird Ihnen gerne vergönnt sein, noch Einiges aus sich selbst zu konzipiren; doch wird es gut sein, sich abwechselnd einem kleinen fremden Pensum zu unterziehen, welches so eingerichtet werden soll, daß Cure Durchlaucht sogar das Verikon des Heinsius dabei entbehren können.

Hohe Freude strahlte aus des Knaben neu belebten Augen; ach! aus diesen Augen, die Tags darauf von heißen, bitterlichen Thränen überströmen sollten.

Tags darauf, den 22ten Juli 1821, brachte man dem Kinde die Nachricht vom Tode des Vaters, am 5ten Mai 1821.

In dem Lehrenden werden unsere Leser den unvergesslichen M. v. Cöllin erkannt haben, der des Herzogs von Reichstadt klassische Studien zu leiten hatte.

(Sonnt. Blätt.)

Wie es in Deutschland aussieht.

Es herrscht eine Begriffsverworrenheit in unserem lieben Vaterlande, wie zur Zeit der weiland ägyptischen Finsterniß, jede Stadt macht sich eine Berühmtheit und setzt ihr ein Monument; — die

Journalisten gerathen in allerlei überschwengliche Geseleien und zanken sich darüber, ob die englische Constitution besser sei oder die französische, und ob man die Rinneine in der Mitte der Straße anlegen solle oder an beiden Seiten des Trottoirs; die wenigen Ständekammern sind entweder ganz zahm geworden, wie die württembergischen, oder sie erlustigen sich in allerhand sonderbaren gymnastischen Uebungen, sie turnen mit der Regierung, wobei sie allerdings eine große Gelenkigkeit der Glieder aber auch viele blaue Flecke erlangen; — die Schriftsteller schreiben so wacker darauf los, daß der Mesktalog zu einem Folianten anschwillt, deutsche Publisisten ergehen sich in tief sinnigen Abhandlungen über Espartero oder Karageorgewicz von Serbien, die Enthusiasten wollen bloß deutsche sein und daher Eicheln statt Kaffee, Kunkelrüben statt Zuckerrohr, Grüneberger statt Champagner und das Bier als Staatsgetränk haben; — französisch lernen soll bei Todesstrafe verboten werden und Frankreich alsobald gezwungen werden uns Elsaß und Lothringen abzutreten; — andere wieder zerbrechen sich den Kopf über Rußland und was es eigentlich wolle und nicht wolle, während die Pstiffigen meinen, es wäre doch besser russischer Hofrath erster Klasse zu seyn, als Neus-Schleiz-Greizischer und mit listernen Augen gen Osten und die russischen Rubel blicken. Fragen sie aber alle diese Leute: Was thut Deutschland Noth? so bleiben Ihnen von Hunderten, gewiß Neunzig die Antwort schuldig und die andere Zehne werden Ihnen Vorlesungen über Hegel'sche Philosophie, Twist-Fabrikation, Pressfreiheit, deutsche Flotte, Staats-Ordnungen, Communalwesen, Gewerbsfreiheit und ausschließend patentirte Deutschtum halten, daß Ihnen die Augen übergehen vor Nührung, wenn Sie nicht schon früher eingeschlafen oder davongelaufen sind.

Neuestes aus der amerikanischen Kunstwelt.

Ein Brief aus New-York vom 30ten Dezember 1843, meldet uns folgendes über Ole Bull. Der Kunsthändler Schubarth, aus Hamburg, unternahm die Reise mit Ole Bull nach Amerika, um demselben als Lärm-Trompete zu dienen, versiel aber mit demselben nach den zwölf ersten Concerten, die bedeutende Summen einbrachten, in Streitigkeiten. Diese nahmen einen so ernstlichen Charakter an, daß Schubarth Herrn Ole-Bull in Baltimore verhaftete. Der Anspruch Schubarths gründet sich auf einen in Hamburg vor der Abreise geschlossenen gerichtlichen Vertrag, welchem zu Folge beide die amerikanische Kunstreise zusammenmachen; Schubarth verpflichtet sich den geschäftlichen Theil, das heißt, die Arrangements der Concerte (und stillschweigend die Puffs in den Blättern) zu besorgen, wofür er an der reinen Einnahme mit einem 3ten Theil, übersteigt dieselbe 4000 Frank, mit einem 4ten Theil theilhaftig sein sollte. Schubarth arbeitete in diesem Sinne mit einer seltenen Virtuosität, mit einer rastlosen Thätigkeit, mit einer Kenntniß des Humbugs (Puffs), die bei einem Fremden, einem Deutschen besonders kaum begreiflich ist, und sicherte dadurch den höchst glänzenden Erfolg des ersten Auftretens, und eben so glänzende Aussichten für die Zukunft; denn schon heute hat Ole Bull mehrere feste sehr brillante Engagements für die meisten Städte der Vereinigten

Staaten und für Havanna. Plötzlich bekam er sein Verhältniß zu Schubarth, das er als eine nicht zu ertragende Abhängigkeit, ihn selbst aber als einen Schloß, einen eingefleischten Juden, Satan und Menschenverkäufer schildert, satt, und wollte seiner los werden. Jener aber, der sehr gerieben ist, scheint doch noch die Oberhand zu gewinnen und der Contract-Bruch ist so klar, daß selbst die hier alles beherrschende Meinung, welche Ole Bull äußerst günstig ist, zu schwanen anfängt. Übrigens herrscht hier eine wahre Biolo-Manie seit einiger Zeit. Ole Bull, der die Amerikaner am besten zu fassen wußte, und zwar nach Artot, aber vor Viertempo ankam, macht bei Weitem am meisten Geld und Spektakel. Viertempo, ob ihn gleich die Kenner vorziehen, hat mehr einen succès d'estime. — Artot mit der Damoreau-Cinti vereinigt, macht anständige Geschäfte, doch nicht mehr so, als wie er den Rahm allein abschöpfte. Die Herrn Bohrer und Knopp, zwei Deutsche, ziehen nicht so viel, als sie sollten. Ersterer ist zum zweiten Male nach Havanna, wo die wandernden Virtuosen ein zweites rendez-vous haben, und sich abermals bekämpfen, und wo man, wenn es glückt, wie von Fanny Esplers Zeiten her bekannt, die besten Geschäfte macht. Ole Bull's Erfolg nähert sich dem ihrigen — proportion gardée, und die sexuelle Verschiedenheit berücksichtigt — am Meisten. — Eine Nachschrift meldet, daß Hoffnung vorhanden ist, daß die Zwistigkeiten zwischen Ole Bull und Schubarth sich freundschaftlich ausgleichen werden.

Demagogisches.

Kein Land ist friedlicher gesinnt als das deutsche, und dennoch wittern in keinem Lande die Regierungen so viele Revolutionen als in unserem lieben Germanien. Wenn ein halbes Duzend Schneider zusammenkommt, und sich etwas laut über den neuesten Schnitt der Pariser Fräcke bespricht, so glaubt man schon, daß den bestehenden Gesezen Gefahr drohe und daß eine Umwälzung im Stillen gähre. Dann machen sich die Gensdarmen auf die Strümpfe; Maßregeln und Demagogen werden ergriffen, und die hungrigen Spalten der Journale bringen unendlich lange Artikel über Demagogen im Allgemeinen und über deutsches Demagogenthum im besondern, bis selbst die deutsche Geduld ermüdet und die schläfrigen Augen schließt. Was ist nicht seit einiger Zeit über die Zusammenkünfte der Studenten in Berlin gefabelt und gefaselt worden! Welche Wortmassen, welche Armeen von Gründen und Beweisen sind in's Feld geführt worden, um darzutun, daß aus diesen unschuldigen Zusammenkünften kein Unheil dem deutschen Vaterlande entspringen würde? Und nachdem man viel betäubenden Lärm gemacht, nachdem man in die Posaune gestossen und die Trommeln geschlagen, nachdem man die Polizei außer Athem und viele Verdächtige aus dem Lande gejagt: kommt man erst auf die Idee, daß die ganze Sache nicht der Erwähnung werth sei und daß in Berlin nie ein wilder Sturm ausbrechen, sondern vor wie nach nur ein lauer Wind wehen wird. Man hat sich endlich in Berlin bewogen gefunden, die Zusammenkünfte der Musensöhne zu gestatten. Die dunkeln Wolken des Argwohnes sind von dem Berliner Himmel verschwenkt und der Engel des Friedens schwebt wieder lächelnd über die blonden Sandgefilde der Ufermark.

Abld.

Kleine Pariser Chronik.

Die Winterfreuden der großen Welt nehmen dieses Jahr eben keinen besonders kühnen Schwung. Einige Salons sind wie jedes Jahr geöffnet, ein bedeutendes fremdes Meteor aber welches alle Pariser Salons zu verdunkeln strebt, ist nicht erschienen. Die Gräfin Merliu empfängt jede Woche in ihrem gastfreundlichen Salon italienische und französische Künstler, auch einige deutsche Künstler haben sich vernehmen lassen. In den Paar Concerten der Baronin Delmar ward nur Vokal-Musik ausgeführt. Die Herzogin von Descazes empfängt jeden Donnerstag in den weiten, glänzenden Räumen des Luxemburger Ballastes. Einige Gesandtschaften, wie die englische, haben ihre festen Tage; die belgische Gesandtin, Fürstin von Ligne, sucht nicht ohne einige kleine bittere Erfahrungen ihren Salon zu begründen. Der berühmte Prinz von Ligne ist längst todt, der jetzige ist ein sehr geselliger, übrigens noch junger Mann, der den besten Willen hat von sich sprechen zu lassen. Nur das echte Rezept ist noch nicht gefunden; dagegen sind mehrere hunderttausend Franken jährlicher Renten da. Der kleine belgische Legationsgehalt ist nur so eine Art Nadelgeld für die Gemahlin und vielen Kinder, welche das Hotel de Ligne bevölkern.

Der Gräfin Appony Välle sind für den Augenblick verschoben, indem ein Familienereigniß die Sorgen der Hausfrau in Anspruch nimmt.

Ein Fest beim Admiral Villamez gehört zu den Kleinen; einer Soirée bei der Gräfin Lurburg werden andere folgen. Die reiche und interessante Wittwe, Madam Schifler ist aus Rambouillet seit einiger Zeit wieder auf dem Platz Vendome in ihr Hotel eingelehrt.

Viele Junggesellen jeden Alters warten auf die Gelegenheit der schönen Frau ein Heirathprojekt vorzulegen. Die Ungeduld ist bedeutend. Werden wir geheirathet oder nicht? Die Marquise von Palmation rath aus Freundschaft: nein, größere Freiheit der Bewegung; ja. Auch die Millionärs-Wittwe Marquise de las Marismas (Madame Aguado) wird von vielen Seiten beworben. Man nannte vor schnell einen ruinirten Deputirten, einen Bühnendichter in den Fünfzigern und einen ganzen Schweiß von Hungrigen. Madame Aguado aber bleibt Wittve und unabhängiger wie je zu den Zeiten als sie jeden Abend ihre Juwelen dem Herrn Gemahl zum Einschluß abliefern mußte.

Heut zu Tage kann der Primo Tenore von der italienischen Oper, Mario, bei der Marquise Aguado zu Mittag speisen, Abends singen, ohne Ungewitter in den häuslichen Laren zu erregen. Ein wöchentlich zweimal erscheinendes Blatt erzählt von dem Zulauf der Besucher im Hotel der Marquise von Pontalba in der Vorstadt Saint-Honoré. Diese optische Täuschung müssen wir vernichten. Seitdem ein schrecklicher Pistolen schuß ein Schloss in der Umgegend von Paris in Aufregung und die ganze Pariser Gesellschaft in allerlei Mythen brachte, blieb das Hotel Pontalba längere Zeit schon auf dem Vendome-Platz wenig gesucht. Neugierde lockte einige Personen in die kleineren Zimmer, die bereits im vergangenen Jahre beendet waren. Das was man in Paris die Ton angehende Damengesellschaft nennt, hält sich fern. Sollte der veriprochene Zauber im Hotel Pon-

talba wirklich zum Vorschein kommen, so würde die Zahl der Neugierigen groß sein. Nachher verläuft sich die Menge.

Der Seine-Präfekt hat seine Bälle begonnen. Eine große bunte Menschen-Menge wogt durch die lichten und magisch erleuchteten Räume. Auch der rothe Teppich-Saal ist schön. Der große Tanzsalon mit den vielen Kronleuchtern ist königlich zu nennen. Es gibt in Europa kaum etwas Ähnliches, namentlich Geschmack und Architektur also mit Kunstsinne vereinigt. Die Salons in den Tuilerien haben nicht denselben Styl. Das Gedränge ist bei der Gräfin Rambuteau unvermeidlich, weil oft zu viel Personen eingelassen, und nie Raum genug für alle die, welche Vorstellung beim Seine-Präfecten verlangen. Als erster Municipalbeamter der Stadt werden die verschiedenen Stände, und auch mit Recht geladen.

Ein russischer Prinz hat in den Coulissen des X... Theaters Furore gemacht, indem er Gold, Silber, Diamanten, Wagen und Pferde, ein reizendes Gemach u. s. w., einer eben so reizenden Schauspielerin huldigend dargebracht. Alle unsere Theaterdamen sind in Verzweiflung über solches Glück. Einige ältere Theaterdamen erinnern an die Moral, welche sie jedoch nie in ihrer Jugend selbst geübt haben.

Einer sehr hochgestellten Dame, welche häufig Concerte bei sich veranstaltet, deren Gemahl eine der reichsten Besoldungen in Paris bezieht, empfehlen wir Folgendes. Ist es billig und gerecht, daß eine Dame von Bildung und in einer so hervorragenden Stellung, junge Künstler zu sich einladet, solche bei sich ein-, zwei-, dreimal spielen läßt, ihnen nicht die mindeste Gratifikation zu Theil werden läßt, Concertplätze annimmt, dem Benefiz-Concert des Künstlers beiwohnt, und dennoch den Preis der Billette nie bezahlt, obgleich ein-, zwei-, drei- und vierfache, in allen höflichen Tonarten variirte Anfragen erfolgt sind?

Der Künstler lebt von seinem Instrument wie der Gemahl der Frau von *, von seinem Talente anderer Art.

Der Tod des Herzogs von Angoulême würde diesen Winter alle legitimistischen Salons mehr oder weniger schließen. Die letzten Nachrichten aus Görz lauten widersprechend. Bei der Prinzessin von Montmorency finden Abendgesellschaften statt; die Herzogin von Noailles pflegt eine franke Verwandte, das Haus des Marquis von Pastoret ist wegen Trauer geschlossen, Madam Recamier empfängt regelmäßig in der Abbaye-aux-Bois, Herr von Chateaubriand erscheint dort regelmäßig jeden Tag und neben ihm geistvolle Personen aller Parteien. Dort wird noch die Unterhaltung in edelster Art geleitet, geistvoll, leicht und mit gegenseitigem Austausch.

Die Mémoires d'outre-tombe (Jenseits des Grabes) von Herrn von Chateaubriand, die erst nach dem Tode des berühmten Mannes erscheinen sollen, werden wohl sobald nicht dem Publikum bekannt werden, denn Herr von Chateaubriand, obgleich in den Siebzigern, besand sich nie wohl er wie jetzt. Die Londner Reise scheint ihn verjüngt zu haben.

Die Geschichte Napoleons von Herrn Thiers, welche bei dem Buchhändler Paulin erscheinen soll, wird noch immer nicht von dem Verfasser

im Manuscript abgeliefert, obgleich derselbe diesen Sommer und Herbst fleißig gearbeitet.

General Pelet, einer der besten französischen Militärschriftsteller, arbeitet an seiner Geschichte der Feldzüge Napoleons. — Lamartine läßt sein Trauerspiel: Toussaint l'Ouverture in seiner Manuscripten-Mappe. — Der Salon von Herrn von Lamartine ist indes eröffnet. Die Besuche sind zahlreich, auch viel Russen erscheinen dort, um französische Sympathien zu rekrutiren und gegen den abscheulichen Herrn von Custine zu klagen. Der Satan entnimmt unsern letzten Angaben die Nachricht über die Bildung eines russischen Clubs in Paris, irrt aber, wenn er eine Liste der Teilnehmer anführt.

Unter den hier anwesenden russischen Familien u. s. w. nennt man die Prinzen und Prinzessinnen Trubekoi, Tschernitschew, Kourakin, Labanof, Kotschubei, Soltkof, die Grafen und Gräfinnen Davidof, Demidof, Stroganof, Obreskof, die Herrn Constantinos, Gretsch et tutti quanti. Herrn Gretsch nennt der französische Satan: einen kaiserlich russischen Publicisten; ein, wahrscheinlich russische Propaganda wenig liebender, Spatzvogel hat kürzlich in ganz Paris einige tausend Visitenkarten mit dem Namen des Herrn Gretsch jedoch mit einem sehr böshaftern Prädikat begleitet, vertheilen lassen. Wir haben eine ähnliche Visitenkarte erhalten. So wird Herr Gretsch hier Russlands Politik wenig Dienste mehr leisten können.

Notizen.

Der amtliche englische Bericht über die englischen Staatseinnahmen sowohl wegen des abgelauenen Finanzjahres als wegen des letzten Quartals ist erschienen. Die Jahreseinnahme betrug 50 Mil. 71 943 Pfund Sterling und überstieg die vorjährige Einnahme welche sich auf 44 Mil. 329 865 Pfd. Stg. belief, um 5 Mil. 743 087, wovon 4 Mil. 678 204 bloß aus dem Ertrag der Einkommensteuer kommen.

Man zählt jährlich die auswandernd in den Vereinigten Staaten von Nordamerika anlangenden Reisenden circa auf 100 bis 130 000, und im Jahre 1842: 109 558 (Weser-Zeitung in Bremen vom 3ten Januar). Darunter waren 20 244 Deutsche (12 599 männliche und 8 245 weibliche Reisende). Großbritannien liefert 73 000 Reisende, Frankreich nur 4 500, Holland 320, Spanien 120, Dänemark 35, Rußland 28.

In New-York kamen 1842 an 74 014 Einwanderer, beinahe 13 000 in Neu-Orleans, 3 400 in Philadelphia, 5 300 in Baltimore, die übrigen in andern Häfen, Charleston und Boston besonders.

Die Köllnische Zeitung gibt die Zahl der in Nordamerika lebenden Deutschen auf 3 Millionen Seelen an. Wir glauben diese Ziffer eher zu klein als zu groß.

Die „Mysterien von London“ im „Courrier Français“ werden Amédée Pichot, dem Mitarbeiter der „Revue Britannique“ zugeschrieben.



A. Weill, der Zerstörer.

Appellkopf (in die Köhlerhütte tretend, wo sich Alles prügelt): Recht so! nur zu! nur zugehauen auf einander! Das ist ein Gesindel!
 Raimunds: „Altenkönig“, erster Akt.

Die Kölnische Zeitung vom 16. dieses enthält folgende Notiz:

„Saphir hat gegen A. Weill, welchen er den Menschen Ernst der deutschen Journalistik nennt, einen erschrecklich launigen Artikel geschrieben. Leider aber vernichtet, wie die elegante Zeitung bemerkt, ein komischer Zufall den Hauptindruck dieser Kritik: unmittelbar hinter derselben nämlich folgt als sehr empfehlenswerth der Auszug einer Correspondenz aus Paris, welche Herrn Börstein zerstörer (!!!) angreift, und diese Correspondenz — ist von A. Weill.“

Ist es nicht komisch anzusehen, wie sich die guten Leute unter einander herumprügeln, sich in ihrer Halbblindheit auf die Köpfe hauen, und gar nicht wissen, wen sie getroffen, und wer sie geprügelt. Armseliges Getreibe! das wahrhaftig nur bemitleidenswerth ist; — ihr klagt über den Verfall belletristischer Journale und daß sich das Publikum entschieden von ihnen ab, den politischen zuwende; klagt über euch selbst, über eure Gesinnungslosigkeit, über euer Klatschwesen, über eure kleinlichen Umtriebe, über eure bodenlose Niedrigkeit, mit der ihr euch im Kothe der Verläumdung, der Denunciation, des Verdächtigen, herumwälzt. — Klagt nicht über das Publikum, das eure Nichtigkeit und Gehaltlosigkeit durchschaut und sich mit Ekel von euch und eurem Treiben abwendet.

Was die zerstörende Kritik des Herrn A. Weill betrifft, so kann der Redakteur dieser Blätter nur versichern, daß er sich trotz ihrer noch sehr wohl befindet. Es gibt Leute in der Welt, die es ärgert, daß ein Anderer gute Stiefel, einen ganzen Rock, eine ordentliche Wohnung, satt zu essen und keine Schulden hat, und die aus Neid dann solche „Glückliche“ mit Kothe bewerfen; — es sind dies die Communisten der Literatur. — Ich weiß nicht, ob Herr Weill auch zu dieser Klasse gehört, da ich ihn nur in so weit kenne, als ich ihn einige Male im Lesekabinette und in dem Hause eines Dritten sah; — bin aber überzeugt, ihm durch nichts Veranlassung gegeben zu haben, mich hinterwärts auf gemeine Weise anzugreifen. — Übrigens klatscht und tratscht nur zu, ihr Herren! das Publikum kennt euer Treiben und gibt nichts mehr, weder auf euer Lob noch auf euren Tadel; — ihr sojpt euch daher nur selbst. Geht erst in die Schule, gute Leute, lernt Anstand und gute Sitte, und vor Allem beherzigt die ernste Lehre: „Selbst im Angriffe wahr und offen zu sein und euch nur ehrlicher Waffen zu bedienen.“ Gott bess're euch — ich kann euch nur bedauern.

Die Karlsruher Zeitung über A. Weill.

Nachdem wir obigen Artikel bereits in die Druckerei geschickt hatten, erhalten wir zufällig die Karlsruher Zeitung vom 7. Januar, und finden darin eine Notiz über Herrn A. Weill. Wir würden dieselbe nicht aufgenommen haben, da wir dieser ganzen schmutzigen Polemik der Persönlichkeiten, die jetzt so sehr in der deutschen belletristischen Presse grassirt, gerne ausweichen möchten; allein die Pflicht der Selbstvertheidigung zwingt Jeden, der „zerstörer“ angegriffen wird, auch zu zeigen, wer der „Zerstörer“ ist, und wie ihn unparteiische Organe der Öffentlichkeit beurtheilen.

„Daß Herr A. Weill der Held der „Mannheimer Abendzeitung“, wenigstens ihrer Beilage, geworden ist, wäre unbegreiflich, wenn sie ihn kannte. Hätte sie das Vergnügen gehabt, vorigen Sommer die persönliche Bekanntschaft des lieben zutäppischen Jungen in Stuttgart zu gewinnen, und wüßte sie, wie er alle möglichen Thüren aufstieß, und schwänzelte und scharwenzelte; hernach aber, — da er wegen seiner Gehaltlosigkeit nicht reussirte, — auf eine niederträchtige Weise in Korrespondenzen verläumdete und schimpfte, dann würde sie sich doch noch einmal besinnen, ihn so herauszustreichen. Nur einen Charakterzug geben die Rheinischen Blätter sehr richtig: „Herr Weill schlägt nie die Fenster seiner Feinde ein, dazu, sagt er, ist er zu schwach (feig) — kann er aber ihre Pläne hinter der Gardine belauschen — dann holt sie der Teufel!“ Schön gehandelt! Wie kommt aber Herr Weill hinter die Gardine seiner Feinde? Je nun, er kriecht mit Bücklingen zu Leuten, die ihn nicht kennen, nichts von ihm wollen, so lange herein, bis man einmal beim Hausschließen vergißt, daß er noch innen ist; dann lauscht er“; hernach kriecht er hinaus, und raisonnirt, weil er von Korrespondenzartikeln und Skandal leben muß. Manchen noblen Männern ist es unbegreiflich, wie sie zur Ehre solcher Feindschaft gelangen, da ihnen Weill doch nur indifferent, höchstens ekelhaft war. Jetzt hat man das Geheimniß. Daß dieser pflüßige Feindesfabrikant französisch schreiben kann, muß ich vorerst den Rheinischen Blättern auf's Wort glauben, daß er aber nicht deutsch zu schreiben versteht, hat er bewiesen. Eine Sprache wird einer doch lernen. Ein französischer Floh sticht französisch.“

Bescheidene Frage:

Ist Saphir der Repräsentant der Wiener Journalistik?

Es ist mir leid um Saphir, diesen altgewordenen Gamin der Literatur, daß er in seiner Jugend nichts Ordentliches gelernt hat; — das Bischen Witz ist verpufft, die Wortspielerei abgenutzt, und da alle Selbst-Stimulanzien mit der Canthariden-Tinctur des forcirten Humors und das Ritzen mit Drathbürsten selbst diese abgenützte und abgelebte Impotenz nicht mehr aufzuregen vermögen, so nimmt er seine Zuflucht zur göttlichen Grobheit und naturgemäßen Flegelhaftigkeit, und wälzt sich selbst im Kothe, um dann seine Feinde mit den beschmiereten Händen anzugreifen und zu beschmutzen. So hat er über A. Weill einen vier Spalten langen Artikel unter dem Titel: „Die lebendige

*) Welcher Unterschied ist zwischen diesem Lauschen und dem gewöhnlichen Spioniren? — Ein nicht aufzulösendes Räthsel.

Pumpe der deutschen Redaktionen“ geschrieben, der so bodenlos gemein ist, daß wir, obwohl wir nicht zu Herrn Weills Freunden gehören, uns schämen würden, mit solchem Schmutze unser Blatt zu verunzieren. Unsere Lesermögen als Probe an der mildesten Stelle genug haben, in der es heißt:

„Dasselbe Weillche, welches in Deutschland deutsche Journal-Paderumpen zusammenklaubt um für Paris sein großes Notizen-Papier daraus zu stampfen, der dann wieder in Paris die Segen und Lappen, die er im Unrath der Pariser Feuilletons findet, abnutzt und mit seinem seifigen Abhube vermischt, in deutschen Journalen wieder von sich gibt; dieses aufdringliche, naseweise, quecksilberige, gesinnungslose, kneipenbaranzuirende, schibolethspeiende Wurzelmännchen, dieses correspondirende Kreuzerwiltstel gefüllt mit französischer Arroganz, Etsaßer Sprachrohheit und deutscher Grobheit, dieses Weillche, welches für ein Glas Champagner von Danzig bis zu Dommayer nach Dietzing rennt, erdreht sich u. s. w.“ — Zum Schluß heißt es: „Wir schütteln diese L-s ein für alle Mal aus unserm Petze.“

Und dieses gemeine Zeug schreibt Saphir in einem Wiener Journale, das in gebildeten Kreisen von anständigen Frauen und Mädchen gelesen werden soll. Welchen Begriff muß sich da der Ausländer von Saphirs Lesepublikum machen, welchen Begriff von der Wiener Journalistik, die dergleichen literarische Unzucht mit ansieht, duldet und schweigt. Noch ein Mal! wir haben keine Ursache Herrn Weills Vertreter zu sein, aber gegen solche gemeine Beschimpfung, gegen solche feige Mißhandlung aus der Ferne sollte die deutsche Presse doch in ihrem eigenen Interesse ernst und kräftig auftreten.

Neuestes aus Deutschland.

Lewald soll nach Berlin als Feuilletonist und sonst etwas kommen; — die „Europa“ übernimmt, wenn auch Lewalds Name auf dem Titel bleibt, Herr C. E. Braun, ein junger talentvoller Mann. Jordans Angelegenheit beim Appellationsgerichte in Cassel soll bedenklich stehen, da dasselbe keine Nova zu seiner Unschuldssdarlegung annimmt, sondern sich nur als Spruch-Collegium gerirt, wie sonst nur in Civilgerichtsfällen. Von Herwegh ist ein zweiter Band Gedichte erschienen, lange nicht so gut als der erste, aber malitioser und gereizter: — Wir hoffen von Herweghs schönem lyrischen Talente bald etwas Besseres zu sehen, wenn sich seine jetzige Aufregung und Verstimmung gelegt hat. Der Gattin Jordans sind durch den amerikanischen Consul Graebe 1 400 Gulden von der deutschen Sammlung in Amerika übergeben worden. Mit dem nächsten Steamer am 26ten Januar gehen von New-York abermals 2 600 Gulden an die Jordansche Familie ab. Heil unsern wackern deutschen Brüdern jenseits des Meeres!

Deutscher Unterstützungs-Verein.

Der Aufruf wegen des Deutschen Unterstützungs-Vereins wird, da die Statuten des französischen Vereins erst gestern von London angekommen sind, erst in den nächsten Nummern erscheinen.

Mit der heutigen Nummer wird eine Beilage: „Schluß-Protocoll der Wiener Ministerial-Conferenz vom 12. Juni 1834“ ausgegeben.

Redacteur: Heinrich Börnstein.

Druck mit Schnellpressen von Paul Renouart, rue Garancière, 5.